Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 5

Artikel: Kampf um Marcel de Vergnier
Autor: Mühlen, Hermynia zur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755101

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

keinen Zweifel an der Richtigkeit des Urteils haben kann. Sie behaupten, Sie seien unschuldig! Ich wünsche, ich könnte das glauben.

Sie haben während der Verhandlungen große Ruhe gezeigt — auch jetzt scheinen Sie ruhig zu sein — aber das ist kein Beweis für Ihre Unschuld.»

Der Angeklagte hörte der langen Rede des Richters ruhig und gefaßt zu, und erst beim Schlußsatz des Urteils: «Und möge Gott Ihrer Seele gnädig sein!» verließ ihn seine Selbstbeherrschung.

Er griff plötzlich mit beiden Händen nach der Barriere und rief mit halberstickter Stimme:

«Bitte, mein Lord, ich bin ja nur deshalb so ruhig, weil ich auf meinen Gott vertraue — und mein Gott weiß, daß ich unschuldig bin!»

Einen Moment noch zögerte er, dann aber faßte er sich rasch wieder und wurde erhobenen Hauptes abgeführt.

Die Zeitungen berichteten in allen Einzelheiten über den Mord und die Verhandlungen, und die Stimmung im Volke war stark gegen den Verurteilten. Trotzdem wurde ein Gnadengesuch eingereicht, das aber, wie zu erwarten war, abgelehnt wurde.

Die Hinrichtung wurde auf Montag, den 23. Februar, angesetzt, und das Volk nahm diesen Entschluß mit Genugtuung auf. Lee aber, in seiner Zelle, war auch vom Gefängniskaplan zu keinem Geständnis zu bewegen. Er beteuerte immer wieder seine Unschuld und hielt auch bis zuletzt daran fest.

Am Samstag und Sonntag vor der Hinrichtung war starker Regen gefallen, und der verhängnisvolle Tag begann kalt und trocken. Vor den Gefängnismauern hatte sich eine Menge Volk versammelt, die auf das Hissen der schwarzen Fahne, zum Zeichen, daß das Urteil vollstreckt sei, wartete.

Kurz vor acht Uhr trat der Verurteilte, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, aus seiner Zelle. Vor ihm gingen der Oberwärter, der Kaplan, der Gefängnisarzt und andere «Offizielle».

Die Glocke läutete, und während der Kaplan die Grabrede hielt, betrat Lee die Plattform und stellte sich ruhig auf die Falltüre. Berry, der Henker und eine Anzahl Wärter standen ebenfalls auf der Plattform, während von unten einige offizielle Herren der Hinrichtung beiwohnten.

Noch einmal hob Lee den Kopf, und da sah er die Schlinge über sich und — — blieb so ruhig wie vorher. Die Schlinge wurde ihm um den Hals gelegt, eine weiße Haube wurde ihm über den Kopf gezogen, und die Wärter traten zurück. Der Henker zog den Bolzen, der die Falltüre festhielt, zurück und — — nichts passierte.

Zum großen Schrecken der Zuschauer bewegte sich die Falltüre nicht. In einem Augenblick hatte der Henker die Situation überblickt, und sofort begann er mit einigen Wärtern auf der Falltüre herumzutrampeln, um sie zum Fallen zu bringen. Alles vergebens! Die Falltüre bewegte sich nicht. Immer und immer wieder trampelten die Männer, stampften mit den Füßen und gebärdeten sich wie wild — alles umsonst.

Nach sechs Minuten vergeblichen Bemühens löste Berry die Schlinge vom Halse des Verurteilten und führte ihn in eine Ecke der Plattform, wo Lee ruhig und aufrecht stehenblieb.

Die Falltüre wurde in Ordnung gebracht, der Haltebolzen wieder vorgeschoben, und nach vier Minuten wurde Lee wieder an seinen Platz gestellt.

Wieder wurde ihm die Schlinge um den Hals gelegt — wieder wurde der Bolzen gezogen — und wieder fiel die Türe nicht. Das unheimliche Trampeln und Stampfen fing wieder an, und trotzdem war die Falltüre nicht zu bewegen.

Wiederum löste man die Schlinge, und dieses Mal wurde Lee auch die Haube abgenommen, und er wurde in das Wartezimmer des Gefängnisses geführt, um dort zu verbleiben, bis der Mechanismus in Ordnung gebracht war. Die Zuschauer bemerkten, daß Lee wie ein Schlafwandler einhertaumelte. Sein Gesicht sah aus wie das einer Leiche.

Nach einiger Zeit wurde Lee wieder vorgeführt und auf die Plattform gestellt. Das grausige Schauspiel mit der Schlinge und der Haube wiederholte sich; der Bolzen wurde gezogen, und zum dritten Male funktionierte die Falltüre nicht.

Nun erhoben sich Schreie des Protestes und des Abscheus, und der Gefängnisdirektor war einem Nervenzusammenbruch nahe. Eine kurze, hitzige Unterredung folgte, und es wurde der Entschluß gefaßt, diesem abscheulichen, unbeschreiblichen Schauspiel ein Ende zu machen.

Dem Verurteilten wurden die Haube und die Schlinge abgenommen, und man führte ihn in seine Zelle zurück. Er war totenbleich und mußte von zwei Wärtern gestützt werden. Als er jedoch in der Zelle ankam, weigerte er sich, ein alkoholisches Getränk, das ihm der Direktor anbot, anzunehmen.

Das Volk, das vor den Gefängnismauern auf das Erscheinen der schwarzen Fahne wartete, wurde nun unruhig und begann zu schreien. Als aber die Menge vernahm, was vorgefallen war, schlug die Stimmung um, und man nahm Partei für Lee. Man fand es recht und billig, Lee aufzuhängen, aber ihn auf derart unmenschliche Weise zu foltern — das fand man ungerecht.

Der Fall wurde der Königin unterbreitet und Lee darauf auf Anraten des Innenministers zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Das Volk, abergläubisch wie immer, hatte natürlich in den Vorkommnissen das Walten einer höheren Macht erblickt, und es wurden allerlei Legenden um Lee verbreitet. Die natürliche Lösung des Rätsels ist aber folgende:

Die hölzerne Falltüre war durch den vorhergehenden Regen aufgeschwellt worden und saß deshalb fest.

Diese Tatsache war bald bekannt geworden, und nun richtete sich die Wut des Volkes gegen die Gefängnisverwaltung und gegen den Henker Berry. In allen Zeitungen wurden Kritiken laut, und sogar die damals schon äußerst vorsichtige und konservative «Times» veröffentlichte die Zusendung eines Einwohners von Babbacombe:

Es scheint, daß man John Lee, der seiner Herrin und Wohltäterin den Schädel eingeschlagen und den Hals abgeschnitten hat, nicht hängte, weil es am Sonntag regnete und deshalb die Falltüre nicht funktionierte. In Zukunft sollte man bei der Veröffentlichung einer bevorstehenden Hinrichtung stets beifügen: falls es das Wetter erlaubt!

Ob nun die außergewöhnliche Ruhe Lees ein Zeichen seiner immer beteuerten Unschuld war oder nicht, seine Erfahrungen auf der Plattform sollten jedem «Gerechtigkeitsfanatiker» genügen.

Kampf um Marcel de Vergnier

VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Als ich Marcel de Vergnier in St. Moritz traf, hatte ich ihn seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Damals war er, ein Dreißigjähriger, nach Aequatorialafrika gegangen, europamüde, angeekelt von der Nachkriegszeit, erfüllt von dem Wunsch, in einer völlig neuen Umgebung die alte Welt zu vergessen. In diesen zehn Jahren hatte er mir stets zu Weihnachten und zu Neujahr die traditionelle Glückwunschkarte geschickt: «Bonnes fêtes, heureuse année». Die Marke hatte den Stempel von Brazzaville getragen; sonst hätte ich nicht einmal gewußt, wo de Vergnier sich befand.

Und nun standen wir einander plötzlich in der Halle des großen Hotels gegenüber. Ich erkannte ihn fast nicht. Die zehn Jahre Afrika hatten ihn um zwanzig gealtert: weißes Haar, eingefallenes, gelbes Gesicht, tief in den Höhlen liegende Augen. Als ich ihn zum letztenmal in Paris gesehen hatte, war er einer der hübschesten und elegantesten Männer unseres Kreises gewesen. Niemand hätte ihm damals seine dreißig Jahre gegeben; jetzt würde ihn jeder für fünfzig gehalten haben.

Er schien sich über unser Wiedersehen zu freuen, doch war diese Freude ebenso müde und gedämpft wie es seine früher so heitere helle Stimme geworden war.

St. Moritz leuchtete weiß und blau unter der strahlenden Wintersonne, und wir schritten nebeneinander über den Schnee dem kleinen See zu.

«Frieren Sie nicht?» fragte ich, mehr um ein peinliches Schweigen zu brechen, als aus wirklichem Interesse. «Nach Afrika?»

«Sprechen Sie, bitte, nicht von Afrika», erwiderte er heftig. «Ich will vergessen, daß es dieses Land gibt. Erzählen Sie mir lieber, was Sie in den zehn Jahren alles erlebt haben.»

Doch war dann er es, der, als wir vor dem See standen, von dem verbotenen Thema anfing.

«Sehr schön», sagte er. «Sehr still und friedlich. Und so . . . so ordentlich. Ja, ich weiß, dieser Ausdruck klingt komisch, wenn man ihn auf eine Gegend anwendet. Dennoch trifft er zu. Sehen Sie sich doch die Berge an. Ein jeder steht genau dort, wohin er gehört; er könnte nirgends sonst aufragen. Und der See gehört auch genau an diese Stelle.»

Sein Ton verdroß mich; ich liebe die Schweiz, und ich hatte das Gefühl, er verstehe die Schönheit dieses Landstriches nicht zu würdigen.

Er schien meine Gedanken zu erraten.

«Ich sage ja: sehr schön», meinte er. «Aber wenn ich an den Stanley-Pool-See denke, an den Kongo, den Busch . . .» Er zuckte die Achseln.

«Waren Sie so gern dort?» fragte ich.

«Gern? Nein. Seit Jahren, seit neun Jahren wollte ich nach Europa zurück. Jeden Tag nahm ich mir vor, die Reise anzutreten. Jeden Tag . . .»

Er verstummte und blickte sich nach allen Seiten um.

«Hören Sie nichts?» fragte er in einem seltsamen Ton.

Ich schüttelte den Kopf. Es war totenstill, so still, wie nur eine Schneelandschaft sein kann.

«Hören Sie wirklich nichts?» fragte er abermals.

«Nein. Was sollte ich hören?»

Er atmete tief. «Ich hätte geschworen . . .», begann er und verstummte.

«Seit wann sind Sie wieder in Europa?» fragte ich.

«Seit fünf Wochen. Ich suche einen Ort, wo ich mir ein Haus bauen lassen kann. Irgendwo in der Schweiz.

«Warum nicht in Frankreich? Sie haben Ihre Heimat doch immer so geliebt?»

«Frankreich ist mir zu nah.»

«Zu nah?»

«Ja. Zu nah von Afrika. Lachen Sie nicht. Ich meine das nicht im räumlichen Sinne, aber in Paris, im Süden, überall stößt man auf Dinge, die einen an Afrika erinnern. Man trifft Menschen, die dort waren, man sieht Bilder, liest in den Zeitungen, wann die Schiffe nach Afrika abfahren . . . Nein, das würde ich nicht aushalten.»

«Wenn Sie das Land so hassen, weshalb sind Sie dann zehn Jahre dort geblieben?»

«Weil ich nicht anders konnte.»

Er sah mich düster an.

«Haben Sie je einen Menschen gleichzeitig geliebt und gehaßt?» fragte er. «Es ist ein merkwürdiges Gefühl. Ich habe es für Afrika. Zumindest für jenen Teil, wo ich so lange gelebt habe. Ich hasse alles dort, und liebe es. Wenn ich an den Busch denke, an die Dörfer der Eingeborenen, an einen Sonnenaufgang in der wildesten Wildnis, da zuerst alles still ist, versunken im Nebel, der von dem großen Fluß aufsteigt, und dann regt sich plötzlich etwas, man weiß nicht was, vielleicht die Termiten in ihrem Bau, vielleicht irgendein kleines, wildes Tier, und die Nebel zerreißen, und die Ebene erwacht und singt zur Sonne empor . . . Und ein Dorf ruft das andere . . . Ruft und verkündet ohne Worte alles, was sich ereignet hat . . .»

Er starrte mit haßerfüllten Blicken auf den kleinen See.

«Mein Gott, was suche ich hier? Weshalb bin ich nicht dort geblieben? Weshalb reite ich jetzt nicht durch den Busch? Weshalb sehe ich diesen braven, zahmen See und nicht den Kongo?»

Er hob lauschend den Kopf.

«Aber jetzt, jetzt hören Sie es doch?»

«Was?» fragte ich etwas ungeduldig.

«Die Tamtams. Man hört sie doch ganz deutlich. Und wissen Sie, was sie sagen? ‚Komm zurück! Komm zurück!'»

Er hielt sich mit einer heftigen Gebärde beide Ohren zu.

«Ich will sie nicht hören. Will nicht. Wenn ich zurückgehe, so bin ich in ein paar Monaten tot. Das Klima, sagen die Aerzte. Aber das ist es nicht. Das Land hat an mir gefressen. Das Land. Wir Europäer passen nur in ordentlich abgezirkelte brave Länder. Länder ohne Schwung, ohne Kraft. Wir ertragen die Umarmung dieses Landes nicht, ertragen nicht seine Glut, seine Leidenschaft. Und wenn wir sie einmal gefühlt haben . . . dann sind wir verloren. Sind für alles andere verdorben. Alles andere ist schal, öde, langweilig von einer Ehrbarkeit und Tugend, die einen zum Wahnsinn treiben kann. Von einer Kälte, die einen erstarren läßt.»

Er brach ab und blickte noch einmal auf den See.

«Wir wollen gehen», sagte er. «Ich kann das Wasser nicht mehr sehen. Es war dumm von mir, herzukommen. Aber wie hätte ich wissen können, daß ein Schweizer Bergsee mich an den Stanley Pool erinnern wird? Und daß ich hier, inmitten des Schnees, die Tamtams hören werde?»

Auf dem Heimweg sprach er von anderen Dingen, aber ich merkte, daß er mit seinen Gedanken nicht bei unserem Gespräch war. Und immer wieder hob er mit einer lauschenden Gebärde den Kopf.

Im Juli des gleichen Jahres erhielt ich einen Brief von de Vergnier aus Luzern. «Sie werden erstaunt sein», schrieb er, «wenn Sie hören, daß ich seit drei Monaten verheiratet bin. Wir haben eine Villa in Luzern gekauft und würden uns freuen, Sie bei uns zu sehen.»

Ich war tatsächlich erstaunt über die Villa in Luzern, — denn ich hatte ihm seine Pläne für ein Haus in der Schweiz nicht geglaubt —, mehr noch aber über seine Heirat. Seine unbekannte Frau tat mir leid; das Leben an der Seite eines Menschen, der dermaßen von einer Idee besessen war, mochte nicht leicht sein.

Halb aus Neugierde, halb aus echter Teilnahme, empfand ich doch eine große Zuneigung für diesen alten Freund, nahm ich die Einladung an.

Marcel de Vergnier holte mich an der Bahn ab. Und auch diesmal hätte ich ihn fast nicht erkannt. Sein blasses Gesicht hatte eine gesunde, braune Farbe, und seine grauen Augen glänzten; der ganze Mensch war verwandelt, war wieder der heitere junge Mann, der vor vielen Jahren so viel Erfolg bei Frauen gehabt hatte. Er bemerkte meinen prüfenden Blick und lächelte.

«Ja, ich habe mich verändert», sagte er. «Das verdanke ich alles meiner Frau. Wenn Sie Jeanette sehen, werden Sie es begreifen. Ich habe ein Stückchen Frühling geheiratet, aber eines, das dieser gesunden Erde entspringt, ein Stück Schweizerfrühling. Frisch und verheißungsvoll, ohne die herzzerreißende, atembeklemmende Unruhe des südlichen Frühlings, ohne . . .» Er lachte: «Aber Sie werden ja sehen.»

Die Villa stand am See. Ein hübsches, weißes, ganz von Kletterrosen umranktes Haus. Auch im Garten blühten unzählige Rosen. Die Beete waren ordentlich, die Wege gekiest, abgezirkelt. Alles wirkte fast rührend normal. Ich dachte an die Stunde am See von St. Moritz, an de Vergniers Worte über den erwachenden Busch. Wie konnte er sich hier wohlfühlen?

Als ich aber dann Jeanette sah, begriff ich alles. Sie war keine Schönheit, aber sie besaß den seltenen Charme des vollkommen gesunden, lebensfrohen und gütigen Menschen. Sie verkörperte wirklich diese schöne, lebensvolle Erde, dieses gesunde Land mit seiner guten, alten, freiheitlichen Tradition. Ihr Frohsinn war gemischt mit dem Ernst des Lebens, ihre Nüchternheit mit der Liebe zu allem Schönen. Sie war wie geschaffen, einen hypersensitiven, überreizten Phantasten auf sanfte Art zur Wirklichkeit zurückzuführen.

Ich verbrachte eine angenehme Woche bei den de Vergniers. Wir machten lange Ausflüge und fuhren mit dem Auto in kleine, alte Städtchen, wo Jeanette und ihr Mann in drolligen, alten Geschäften allerhand Gegenstände für ihr noch nicht völlig eingerichtetes Heim auftrieben. Es fiel mir auf, daß in dem ganzen Haus kein einziges Ding an de Vergniers Aufenthalt in Afrika erinnerte. Und als ich einmal im großen Atlas etwas suchte, sah ich, daß eine der Landkarten fehlte: Afrika war mit einer Schere aus dem Atlas geschnitten.

Ein unangenehmes Gefühl überkam mich bei dieser Feststellung: de Vergnier war also noch nicht völlig geheilt, er fürchtete noch immer die Anziehungskraft eines Erdteils, der für ihn den Tod bedeuten würde, falls er zurückkehrte.

Am letzten Abend spazierte ich mit de Vergnier im Garten. Es war nach dem Diner. Die Sichel des Halbmondes warf ein blasses Licht auf die Bäume und Beete. Der dunkle See plätscherte leise gegen das Ufer. In der Ferne sahen wir die Lichter eines Dampfers.

De Vergnier blieb stehen und blickte auf das Wasser hinaus.

«Haben Sie eigentlich François Lautrec gekannt?» fragte er unvermittelt.

«Ja, seinerzeit, in Paris, aber nur ganz flüchtig. Warum?»

«Ich habe heute die Nachricht von seinem Tode erhalten. Er hat sich erschossen.»

Ich sagte einige verlegene Worte; de Vergniers Stimme hatte so merkwürdig geklungen.

«Ein seltener Fall», meinte er. «Lautrec besaß alles, was das Leben lebenswert macht. Ein schönes Talent, Sie kennen bestimmt seine Gedichte, Geld, eine reizende Frau. Noch vor fünf Jahren schien er der glücklichste Mensch der Welt zu sein. Bis er diese Frau aus Martinique kennenlernte. Sie tanzte in einem schlechten, kleinen Varieté. Nannte sich Adrienne de Frontenac. Selbstverständlich hieß sie nicht so. Sie war, was die Amerikaner eine arme Weiße nennen, in Martinique geboren und aufgewachsen. Eine häßliche Frau, von erschreckender Vulgarität. Zwölf Jahre älter als Lautrec. Niemand begriff, was er an ihr fand. Er wußte, daß sie ihn mit jedem betrog, der ihr über den Weg lief. Aber er kam nicht los von ihr. Zweimal ging er mit ihr durch, zweimal kehrte er, krank vor Ekel, zu seiner Frau zurück. Madeleine Lautrec war eine Schönheit, eine der kultiviertesten, klügsten Frauen, die ich je gekannt habe. Aber sie kam nicht auf gegen die andere, die Frau aus Martinique . . . Die hatte den ganzen Süden im Blut. Die glühenden Nächte, die Geheimnisse der Tropen, das Elementare, das keine Regeln und Gesetze kennt. Ich sah sie einmal tanzen; sie kam auch nach Brazzaville. Ein kultiviertes Publikum hätte sie ausgepfiffen. Ich fühlte mich von ihr abgestoßen, hatte aber trotzdem die Empfindung: das ist keine Frau, das ist die glühende Erde des Südens, ist der heiße Atem der Tropennacht, den der Busch ausstößt, ist die Natur selbst in ihrer ganzen wilden Grausamkeit, nach der wir, die degenerierten Kinder einer unechten Zivilisation, uns insgeheim sehnen. Ist . . .» Er zögerte einen Augenblick und sagte dann leise, stockend, als schmerze es ihn, die Worte auszusprechen: «. . . ist Afrika.»

Er machte eine umfassende Gebärde.

«Klingt das Wort nicht seltsam, hier, wo alles so ordentlich, so brav ist? Wo die Blumen und Pflanzen auf den ihnen vorgeschriebenen Plätzen blühen? Wo sogar die Sommersonne wie ein gezähmtes wildes Tier ist?»

Ich wollte ihn ablenken.

«Und Lautrec?» fragte ich.

«Das letzte Jahr verbrachte er in Paris mit seiner Frau. Alles schien in schönster Ordnung. Aber eines Tages leuchteten große, grelle Plakate in der ganzen Stadt: «Adrienne de Frontenac, die berühmte Tänzerin aus Martinique tritt im Orphée auf.» Lautrec kam verstimmt nach Hause. Er ging tagelang nicht auf die Straße. Er schwor sich selbst und seiner Frau, nicht ins Orphée zu gehen. Und ging dann doch. In der gleichen Nacht erschoß er sich.»

De Vergnier verstummte. Der Dampfer, den wir in der Ferne gesehen hatten, war inzwischen näher gekommen. De Vergnier hob lauschend den Kopf:

«Hören Sie? Hören Sie die Tamtams?»

Aus seiner Stimme klang Entsetzen.

Ich versuchte zu lachen.

«Ich höre brave Schweizer Trommeln. Die Musik kommt vom Dampfer.»

«Sie haben recht. Ich weiß nicht . . .»

Nun lachte auch er, gezwungen und hart.

«Kommen Sie, wir wollen ins Haus gehen. Wir wollen zu Jeanette gehen.»

Er schritt eilig, fast laufend, den ordentlich gekiesten Gartenpfad entlang, der zu der hellerleuchteten Villa führte.

*

Jeanette hatte sich sehr mit mir angefreundet. Sie war eine fleißige Briefschreiberin, und es verging kein Monat, ohne daß ich von den de Vergniers hörte. Zuerst kamen lange Briefe; ich mußte über die Häufigkeit lächeln, mit der die Worte «Mein Mann sagt», «Mein Mann findet» wiederkehrten. Dann wurden die Briefe kürzer, zurückhaltender, verschlossener. Sie beschränkten sich auf Ereignisse, und in der weißen Villa am Vierwaldstättersee schien wenig zu geschehen. Einmal schrieb Jeanette etwas, das mich ein wenig erschreckte:

«Mein Mann hat sein Arbeitszimmer ganz neu eingerichtet. Es sieht darin aus wie in einem afrikanischen Museum. Ich fürchte mich fast vor den Negerschnitzereien und den Waffen, die an den Wänden hängen. Aber Marcel ist ganz verliebt in das Zimmer und sitzt stundenlang dort. Er behauptet, daß er ein Buch über Afrika schreiben will, doch hat er es, in den drei Monaten, erst zu vier Seiten gebracht.»

Nach diesem Brief kam lange keiner. Gegen Weihnachten, ungefähr ein Jahr nach meinem Wiedersehen mit de Vergnier in St. Moritz, erhielt ich eine Karte von Jeanette. Ihre saubere, ordentliche Schrift hatte sich verändert; die Buchstaben waren kleiner und unsicherer geworden: ein Graphologe hätte wahrscheinlich aus ihnen eine krampfhaft unterdrückte Angst herausgelesen. Jeanette schrieb: «Wenn es Ihnen irgendwie möglich ist, so bitte ich Sie, zu uns zu kommen. Ich . . .» — einige Worte waren durchgestrichen, dann folgte —: «Sie werden selbst sehen, weshalb ich um Ihren Besuch bitte. Sie kennen Marcel seit langem, Sie werden vielleicht . . .» — abermals ein paar durchgestrichene Worte und, ohne Gruß und Abschluß, die Unterschrift —: «Jeanette Vergnier.»

Die Karte mit den durchgestrichenen Worten und der zittrigen Schrift hatte etwas Rührendes; sie wirkte wie der Hilferuf eines in einem dunklen Walde verirrten Kindes. Ich telegraphierte und fragte, ob ich in den nächsten Wochen auf zwei Tage zu den de Vergniers kommen könne.

Die Antwort traf noch am gleichen Tag ein: «Nicht auf zwei Tage, auf viel länger. Jeanette.»

Diesmal holte die junge Frau mich auf dem Bahnhof ab. Sie entschuldigte ihren Mann.

«Marcel friert so», sagte sie. «Er kann sich nicht entschließen, das Haus zu verlassen.»

«Sie müßten den Winter im Süden verbringen», meinte ich.

Jeanette schüttelte den Kopf.

«Marcel will nicht. Bitte, sprechen Sie nicht darüber.»

Während wir über die verschneiten Straßen fuhren, betrachtete ich prüfend die junge Frau. Sie war magerer geworden, die Heiterkeit war aus ihren Zügen gewichen und hatte einem sorgenvollen Ausdruck Platz gemacht. Wir sprachen über vielerlei, doch erwähnte sie mit keinem Wort ihre letzte Karte. Nur einmal sagte sie unvermittelt: «Oh, wie ich dieses Afrika hasse!»

Marcel de Vergnier empfing mich mit der gewohnten Herzlichkeit, aber er schien zerstreut, seine Augen blickten über mich hinweg, als sähe er hinter mir etwas anderes, das ihn völlig gefesselt hielt. Nach einer kurzen Weile meinte er: «Sie sind bestimmt müde. Ruhen Sie sich ein wenig aus. Wenn Sie Tee getrunken haben und wieder frisch sind, besuchen Sie mich in meinem Heim.»

Ich sah, wie Jeanette zusammenzuckte. De Vergnier jedoch schien es nicht zu merken und fuhr fort: «Sie werden staunen, wenn Sie in mein Arbeitszimmer kommen. Da ist auch nicht ein Stück Europa.»

Er lächelte und schritt durch den langen Korridor, an dessen Ende sein Arbeitszimmer lag.

Nach dem Tee ging ich zu ihm. Jeanette hatte recht: das Zimmer wirkte seltam und unheimlich. Man fühlte sich mit einemmal in eine fremde Welt versetzt. De Vergnier war guter Laune, er zeigte mir die verschiedenen Negerschnitzereien, erzählte, wann und wo er sie gekauft hatte, redete von Afrika und nur von Afrika, mit einer Liebe, einer Leidenschaft, einer wilden Sehnsucht, die mich erschreckte.

Er mochte es merken, denn er nickte mit einem leicht spöttischen Lächeln. «Ja», sagte er, «es hat mich wieder. Es ist schon ganz nahe. Jetzt höre ich bereits Tag und Nacht die Tamtams, die mich rufen. Die kleinen Tamtams. Wenn das große ertönt . . .»

«Vergnier», sagte ich heftig, «Sie dürfen sich nicht so gehen lassen. Sie müssen an Jeanette denken.»

«Jeanette?» Er blickte mich an, als spräche ich von jemand, den er nicht kenne.

«Ihre Frau», warf ich ein.

«Ach so, die kleine, blonde Europäerin?» Er lachte. «Wissen Sie denn nicht, daß die Geliebte immer stärker ist, als die Legitime? Und meine Geliebte ist Afrika. Wenn sie mich noch einmal ruft . . .»

Er warf mir einen fast feindseligen Blick zu.

«Das verstehen Sie nicht. Hier kann es niemand verstehen.»

Er wandte sich von mir ab und fuhr mit der Hand liebkosend über eine Schnitzerei, die vor ihm an der Wand hing.

«Der Busch», sagte er, «der erwachende Busch. Ich werde ihn bald wiedersehen. Werde seinen Atem spüren, werde in seinen grünen Armen liegen. Es gibt kein Europa mit Problemen und Grenzen und Gesetzen. Es gibt nur den Busch, der das Leben selbst ist.»

Seine Augen glänzten fiebrig; er war wieder mager und blaß geworden. Eine unsägliche Unruhe schien in ihm zu leben; er vermochte keinen Augenblick still zu sein; seine Hände bewegten sich rastlos, seine Züge verzerrten sich zu Grimassen. Nur wenn er vom Busch sprach, schien ein unendlicher Friede auf sein müdes Gesicht zu fallen.

Das Diner war ungemütlich; Jeanette sprach vergeblich von den kleinen Begebenheiten des Tages, von Büchern, die sie gelesen, von Briefen, die sie empfangen hatte. De Vergnier schien ihre Worte gar nicht zu hören, er unterbrach sie, redete von Afrika, vom Busch, vom Kongo. Sprach mit uns wie mit zwei völlig fremden Menschen, die er aus Höflichkeit bei sich dulden mußte. Als wir beim schwarzen Kaffee saßen, hob er plötzlich lauschend den Kopf. Ich sah, daß Jeanette totenblaß wurde und die Hände fest ineinander verschlang.

De Vergniers Gesicht erhellte sich.

«Endlich», sagte er. «Endlich!»

Dann sah er uns an.

«Jetzt müßt ihr es doch hören? Das große Tamtam. Hört ihr nicht, wie es ruft: ‚Komm zurück! Komm zurück!'?»

Er lächelte glückselig.

«Ich komme, Afrika, ich komme.»

Er stand auf und verließ das Zimmer.

Jeanette wollte nacheilen, aber die Füße versagten ihr den Dienst; sie sank halb ohnmächtig auf ihren Sessel zurück. Während ich mich noch um sie bemühte, hörten wir draußen auf der Einfahrt das Rattern eines Motors.

*

Vier Monate später schickte Jeanette mir einen Brief, den einer von de Vergniers alten Freunden, der in Brazzaville einen höheren Posten bekleidete, an sie geschrieben hatte.

«Madame, es fällt mir schwer, Ihnen die traurige Mitteilung zu machen, daß wir nun endgültig das Suchen nach M. de Vergnier aufgeben mußten. Die letzte Nachricht, die wir von ihm besitzen, stammt von einem alten Eingeborenen. Dieser erzählt, daß er eines Morgens, vor Sonnenaufgang, M. de Vergnier nach dem Busch reiten sah. Als die ersten Sonnenstrahlen auf die Erde fielen und die Nebel zerteilten, setzte M. de Vergnier sein Pferd in Galopp und verschwand in der grünen Wildnis.»

Der Kolonialbeamte mochte eine heimliche poetische Ader besitzen, denn er fügte noch hinzu: «Möge es Ihnen zum Trost gereichen, Madame, daß M. de Vergnier, dessen ganzes Herz an Afrika hing, in der Umarmung des Busches sein Leben ausgehaucht hat. Viele von uns alten Afrikanern können sich keinen schöneren Tod vorstellen.»